

Satirische Kurzgeschichten

Autor(en): **Semadeni-Bezzola, Sina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **42 (2000)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Satirische Kurzgeschichten

von Sina
Semadeni-Bezzola

Herr und Hund

Wenn die beiden so daherspaziert kamen, sah man auf den ersten Blick, dass sie schon manches Jahr zusammengehörten: der Herr Victor und sein Hund Hector. Victor, ein friedlicher Pensionär, der seine Rundlichkeit beschaulich promenierte und seinen Lebensabend an sich vorbeiplätschern liess. Der Hund war so irgend eine Mischung, ein bisschen fett und auch schon in die Jahre gekommen.

Victor und Hector hatten ein Frauchen und beide wurden umsorgt und verwöhnt. Hector, der Hund, aber mehr als Victor, der Mann. Das jedenfalls glaubte Victor, und so war es wohl auch. Denn immer hiess es: «Victor, Hector möchte spazieren gehen, oder Victor, der Hund muss mal.» Und wenn Hector auf dem Sofa sass, hatte man mit dem freigebliebenen Plätzchen vorlieb zu nehmen, selbst auf dem Bett durfte er sich's so breit machen, wie es ihm gefiel. «Hat Hector gefressen?» hiess es, «hat er seinen Knochen bekommen?» Hat Hector dies, hat Hector das, Hector möchte spielen, Hector möchte schlafen, Hector möchte ein Plätzchen. Immer Hector!

Für Hector war es selbstverständlich geworden, dass er der

Mittelpunkt war. Er setzte meistens seinen Willen durch und verteidigte mit Erfolg seine Privilegien. Er kannte seine Menschen und liess sie als getreuer Hund ganz nett nach seiner Geige tanzen, auch wenn es auf den ersten Blick anders aussah und er, Hector, auf Befehl schön «Männchen» machte. Na, das war ja auch nicht gratis! Es brauchte ja so wenig, um etwas Leckeres abzukriegen: ein bisschen Schwanzwedeln, ein bisschen Ohrenspitzen, Händchenlecken oder einfach Jammern.

Wieder einmal sass Herr und Hund zusammen auf dem Sofa. Frauchen war ausgegangen. So richtete Victor, wie öfters bei solchen Gelegenheiten, einer seiner langen Monologe an den Hund, der seinen Kopf auf Herrchens Schoss gebettet hatte und innig gekrault wurde.

«Du hast wirklich ein schönes Hundeleben, Hector! So gut wie dir geht's wohl kaum einem Hund, einem Menschen schon gar nicht. Ein Mensch hat Verpflichtungen, Aufgaben, selbst wenn er nicht arbeiten muss. Und was tust du? Fressen, schlafen, spazieren, dich verwöhnen lassen. Du musst keine Steuerformulare ausfüllen, keine Zeitungen lesen, um auf dem Laufenden zu sein, keine Briefe schreiben oder Telefone abnehmen, ach, all die ewigen Kleinigkeiten, die uns das Leben so aufbürdet. Ganz zu schweigen von den wichtigen Dingen, die uns

das Leben aufzwingt. Du hast es schön, keine Arbeit, keine Sorgen, keine Anstrengungen! Wir könnten eigentlich mal tauschen, du und ich, damit du den Ernst des Lebens kennenlernen würdest, und ich mal so schön faul und ungestört vor mich hin träumen könnte. Was meinst du zu einem Rollentausch, das wär mal was!»

Während er so sprach, gingen ganz sachte gewisse Veränderungen vor sich: Bei Victor verschob sich einiges in seinem Gesicht, Nase und Mund wuchsen nach vorn, die Ohren wurden spitz und stellten sich hoch, die Gelenke an Beinen und Armen verrenkten sich, und aus den Händen wurden Pfoten. Die Kleider an seinem Körper lösten sich auf, dafür wuchs überall ein üppiges Haarkleid. Beim Hund stellten sich ebenfalls solch eigenartige Veränderungen ein: Sein Kopf und sein Körper verzogen sich und bekamen langsam ein menschliches Aussehen, das Fell bildete sich zurück, und plötzlich hatten Victors Kleider auf ihn übergewechselt. Es war, als würden unsichtbare Hände die beiden Lebewesen umgestalten. Einen Moment lang erlebten Herr und Hund einen abscheulichen Albtraum, und als die Wandlung vollzogen war, steckte jeder in der Haut des anderen. – Victor war Hector und Hector war Victor.

Als Frauchen nach Hause kam, fand sie Victor, alias Hector

auf dem Sofa sitzend vor, während Hector, alias Victor, zu seinen Füßen lag. «Wo ist denn mein liebes Hündchen?» flötete sie, «komm, komm ich hab dir ein Stückchen Kuchen mitgebracht.»

«Maria, von jetzt weg ist Schluss mit den ständigen süssen Häppchen! Der Hund wird noch an Verfettung sterben. Hole seinen Korb aus dem Keller, diese ewige Sofa- und Bettsitzerei ist auch nichts für einen Hund. Man soll einen Hund wie einen Hund behandeln und nicht wie einen Menschen!»

«Was ist denn mit dir los, Victor? Du hast ihn ja auch immer verwöhnt!»

«Es hat sich bei mir etwas verändert; man muss umdenken können. Das ist, was los ist – und du gewöhnst dich am besten rasch daran!»

Sie musste sich wohl oder übel damit abfinden, denn Victor war seit vielen Jahren ihr Ehegatte, und sie konnte sich gar nicht vorstellen, sich nicht nach ihm auszurichten. Auch wenn er nun plötzlich so herrisch auftrat, nicht nur dem Hund, sondern auch ihr gegenüber. Der Hund Hector aber hatte seither etwas Trauriges im Blick. Wenn sie ihn tröstend hätscheln wollte, bellte Victor: «Hör auf, den Hund wie ein Baby zu behandeln!» Und ihre Hand zuckte folgsam zurück. Hector duckte sich in seinem Korb und flüchtete sich in Schlaf und Apathie. Er hatte durch Knüffe und harte Worte gelernt, seinem Herrn blitzartig aufs knappe Kommando zu folgen, lief brav bei Fuss, machte Sitz und Platz, all dies

ohne süsse Häppchen abzubekommen. Manchmal tätschelte ihn sein Herr mit einem höhnischen Lächeln in den Augen und knurrte zwischen den Zähnen: «So, Hector, gefällt dir dein Hundeleben?»

Dann sträubte sich sein Nackenfell, und wenn er es wagen würde, käme ein zähneflutschendes Knurren aus seiner Kehle.

Die Sekretärin

Sie war, wie man so sagt, eine gute Kraft, eine sehr gute Kraft sogar, eine ausgezeichnete. Ihr Chef war auch ein guter Chef, ein dynamischer Chef, ein rechtes Arbeitstier, das viel von sich selbst verlangte und somit auch von seinen Mitarbeitern. Vorerst jedoch war sein Stab noch klein, ebenso wie seine Bude, wie er seinen Fabrikationsbetrieb zu nennen pflegte. Die Sekretärin war seine rechte Hand und öfters wohl auch ein Teil seines Gehirns, sein Speicherhirn sozusagen. Sie erledigte ihre Arbeit speditiv, war eine Virtuosin auf der alten Schreibmaschine, beherrschte Orthografie und Interpunktion perfekt, sogar mehrsprachig, und war stets zur Hand, wenn man sie brauchte, freundlich, unaufdringlich, wie man sich gute Geister eben wünscht. Sie war weder hübsch noch hässlich, aber sie gewann durch ihre Liebenswürdigkeit. Sie liebte ihre Arbeit und bewunderte ihren Chef, nein, nicht dass sie ihn anbetete, aber ihre Aufopferung für ihn war vorbehaltlos. Für den Chef war sie «sein» Fräulein Bänziger; sie

gehörte zu ihm, zu seiner Arbeit, zu seiner Firma, wie die Hand zum Arm. Er war immer freundlich zu ihr, immer ausgeglichen und begann immer mit: «Bitte, Fräulein Bänziger, wo... oder, wie ist... oder, wer hat... ». Und Fräulein Bänziger wusste immer wo, wie es war oder wer hatte – ein ideales Team also. Der Aufschwung der Firma liess nicht auf sich warten und verlangte Mehreinsatz, Mehrarbeit. So wurde die alte Schreibmaschine der Sekretärin durch eine moderne, elektronische ersetzt, ihr Stenogrammblock durch ein Diktiergerät. Fräulein Bänziger war glücklich und ganz in ihrem Element. Der Aufschwung hielt an, und bald erhielt sie ihr eigenes Büro, wo neben dem Telefon auch ein Telexapparat stand und ein Hochleistungskopierer. Weil der Chef ein guter Chef war, sorgte er für Erleichterungen zu Gunsten der Mitarbeiter. So kam die Sekretärin zu einer neuen Schreibmaschine mit Korrekturtaste, die sie zwar kaum brauchte dank ihrer eigenen Perfektion. Zudem erhielt sie den Titel «Chefsekretärin» und natürlich mehr Lohn.

Die Geschäfte gingen blendend, und nicht nur der Maschinenpark der Produktion musste ständig erneuert werden, sondern auch der Verwaltungsbetrieb. «Rationalisation» war das grosse Wort und eben danach wurde geplant und investiert.

Eines Tages bat der Chef Fräulein Bänziger zu sich, setzte sich feierlich mit ihr an den kleinen Konferenztisch, offerierte ihr einen Cognac und sprach: «Mein liebes Fräulein Bänziger,

wir stossen nun auf eine neue Ära unserer Firma an. Ich habe den Entschluss gefasst, den Betrieb komplett auf elektronische Datenverarbeitung umzustellen. Dies wird auch für Sie viele Neuerungen bringen, und ich möchte Sie nun bitten, sich von der Firma Ypsilon in Zürich ausbilden zu lassen, damit Sie die beste Einführung im Umgang mit diesen Apparaturen bekommen.»

Fräulein Bänziger schloss den Kurs mit grossem Erfolg ab. Unterdessen wurde ihr Büro vergrössert und mit diversen Apparaten, Bildschirmen und Tastaturen ausgestattet. Sie betrat den neuen Arbeitsraum erstmals etwas zaghaft und mit leichten Schauern im Nacken. War das nicht eher ein Laboratorium als ein Büro? Doch dann schüttelte sie entschlossen die düsteren Gefühle von sich, zuckte mit den Schultern und murmelte fast spöttisch «modern times». Darauf verteilte sie ein paar Blumentöpfe im Raum und machte sich mit Elan an die Arbeit.

Doch die Arbeit brachte ihr von nun an ein ständiges Gefühl der Unruhe und des Gehetztseins. Dieses sklavisches Hin- und Hergeschickwerden von einer Apparatur zur anderen war so unpersönlich, irgendwie unbefriedigend. So freute sie sich direkt, wenn sie sich in ruhigen Stunden, auch wenn es Überstunden waren, an ihre Schreibmaschine setzen konnte, um besonders wichtige Briefe und Abhandlungen zu schreiben. Dann aber kam der Tag wo der Chef sagte: «Mein liebes Fräulein Bänziger, Sie sitzen zu lange an der Schreibmaschine.

Mit einem Schreibautomaten können wir Ihre Arbeit rationeller gestalten. Nächste Woche wird er in ihrem Büro aufgestellt, und Sie werden von einem Fachmann eingeführt.»

Ja, und damit ging nun alles noch rascher und automatischer. Oft und öfter dachte Fräulein Bänziger an ihre alte «Underwood» von damals und sehnte sich in die primitive kleine Klausur zurück, die kaum Büro zu nennen war. In ihrem jetzigen Büro hatte sie das Gefühl des Verfolgtwerdens. Oft litt sie unter Kopfschmerzen und kämpfte gegen die Depression, die sich in ihrem Innersten breit zu machen begann. Trotzdem erledigte sie ihre Arbeit zuverlässig und prompt, wenn auch freudlos. Ihre frühere Arbeitsfreude brachte ihr nur das Übersetzen von Prospekten und Abhandlungen, das im Zuge der Internationalität ihr Sprachtalent zur Geltung kommen liess.

Da, eines Tages, als sie tief versunken an solch einer Übersetzung arbeitete, kam ihr Chef hinzu und bemerkte in freudiger Mitteilbarkeit: «Mein liebes Fräulein Bänziger, denken Sie nur, demnächst kommt ein Übersetzungsautomat auf den Markt! Vorbei das Kopfzerbrechen! Ich werde mich mit dieser Firma in Kontakt setzen und veranlassen, dass uns ein solcher Automat probenhalber zur Verfügung gestellt wird.»

Die Sekretärin sagte nicht nein und sagte nicht ja, sie sass nur da. Als nach zwei Stunden der Chef wieder zu ihr herein sah, sass sie immer noch da, bleich und mit leerem Blick.

«Ist Ihnen nicht wohl, Fräulein Bänziger?» fragte der Chef besorgt. «Fühlen Sie sich krank? Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich hin. Soll ich Ihnen den Arzt schicken?»

Die Sekretärin ging still nach Hause. Sie spürte in ihrem Nacken das Glotzen der Bildschirme, und das Rattern und ticken der Apparaturen wurde immer lauter in ihren Ohren, drang in ihren Schädel und zuckte in ihren Gliedern. Sie legte sich ins Bett. Doch hinter den geschlossenen Augen kamen Bilder auf sie zu, Bilder von blinkenden Tastaturen, und mit viereckigen Augen sahen sie die Bildschirme an, zwinkerten und liessen in den Pupillen Worte aufleuchten «Error» immer wieder «Error», «Step – Phrase – Memory» und viele Zahlen, die sich immer und immer in Nullen verwandelten. Da tauchte aus dem Dunkel der Schreibautomat auf, kam auf sie zugeschwebt und wurde immer grösser und grösser bis sie aufschrie in der Angst, erdrückt zu werden. Schweissgebadet erhob sie sich, um sich die Ruhe mit Schlaftabletten zu sichern.

Es war schon Mittag des nächsten Tages, als sie langsam aus einem zauberhaften Traum der Wirklichkeit entgegenschaltete. Die gold-grün-blaue Traumlandschaft hatte ein Leuchten in ihr Gesicht gezaubert, das nicht einmal verging, als sie sich kurz an die gestrigen Albträume erinnerte. Lächelnd packte sie all ihre Habseligkeiten in Koffer und Schachteln, setzte sich lächelnd in ihr Auto, hielt vor der Bank, wo sie lächelnd ihr Guthaben abhob,

und fuhr lächelnd hinaus in eine neue Welt.

Der Zwie

In der Familie nannten sie ihn Zwie, als Kind schon, und der Name ist ihm geblieben. «Du in deinem ewigen Zwiespalt!» hiess es allenthalben, wenn er sich mal wieder nicht entscheiden konnte. Dabei ging es um so schwerwiegende Entscheidungen wie etwa folgende: Sollte er mit seinem Taschengeld Süssigkeiten kaufen oder ein Asterixheftchen? Oder sollte er für das blaue Modellauto sparen? Weil er sich weder fürs erste noch fürs zweite entscheiden konnte, gab er das Geldstück dem Sparschwein zu fressen, wurde aber alsogleich ärgerlich, weil es ihn doch nach Süssem gelüstete. Nach ein paar misstrauischen Stunden angelte er die Münze wieder kunstvoll aus dem Schweinebauch und lief zum Kiosk. Dort begann die unendliche Qual der Wahl. Nach einer halben Stunde des Abwägens, Aussuchens und Wiederverwerfens machte das Kioskfräulein dieser Mühsal ein kurz entschlossenes Ende, indem sie dem Kind einen gängigen Schokoladestückchen und einige Rappen Herausgeld für seinen Franken in die Hand drückte. Es war immer dasselbe: am Ende entschied für ihn immer irgendeine Instanz. Und am Anfang allen Tuns entschieden Eltern und Lehrer.

Als die Berufswahl kam und sich Zwie in Gottes Namen einfach nicht entscheiden konnte, ob er nun Lokführer oder Auto-

mechaniker oder Filmregisseur werden wollte, steckte ihn der Vater kurzerhand in eine Spenglerlehre. So weit so gut. Die echten Schwierigkeiten begannen nach dem Lehrabschluss, als ihm der Vater eine Stelle in der Stadt gefunden, die Tante ihm ein Zimmer vermittelt hatte, und er nun streng angehalten wurde, endlich erwachsen und selbständig zu werden.

So wurde sein neues Leben in der Fremde und in fremder Gesellschaft säuberlich eingefädelt, und mit den ersten Nadelstichen kam Zwie auch ordentlich zu recht. Er liess einfach andere weiterhin für sich entscheiden, was in unserer Gesellschaft nicht schwer sein dürfte. Die Arbeit wird einem gegeben, der Lohn auch, die Verantwortung wird einem abgenommen, die Steuern und Sozialabgaben auch, der Hunger dirigiert die Esslust und die Serviertochter empfiehlt, was ihr bequem ist. So leicht ist das! Doch die Probleme für Zwie lagen im Kleinen, im Detail, im Unwesentlichen. Und wenn das Unwesentliche wesentlich wird, wird es zum Problem.

Sollte er das blaue oder das braune Hemd anziehen? Sollte er die Schuhe jetzt oder erst abends putzen? Sollte er die Haare schneiden lassen oder nicht? Sollte er ein Bier trinken gehen oder ins Kino? Bei derlei Fragen ereiferten sich seine zwei Seelen, ach in seiner Brust, führten stundenlange Streitgespräche über Pro und Kontra, während der Körper dieser zwei Ichs in Untätigkeit versank. Pat – Unentschieden! Also blieb der Zwie zuhause, putzte seine Schu-

he überhaupt nicht, kam zu spät mit dem schmutzigen grünen Hemd zur Arbeit. Und so weiter und so fort. Immer unerbittlicher und lauter tönte die Stimme seines zweiten Ichs in seinem linken Ohr: «Heute ist Sonntag», sagte es, «ich möchte an den See spazieren.» «Bei diesem Wetter doch nicht», antwortete das erste ich, «ich schlafe bis mittags.» «Eine Schande, die halbe Freizeit zu verschlafen! Ich gehe zum Fussballmatch», tönte es im linken Ohr. «Das ist doch kein Vergnügen inmitten dieser johlenden Menge! Ich gehe ins Kino.» «Da läuft nichts Gescheites!» «Aber ein bisschen Bewegung täte gut!» «Für was denn, ich bewege mich ja jeden Tag zur Arbeit!»

So wurde der Sonntag veraragumentiert, denn plus eins und minus eins ergeben bekanntlich null.

Am Montagmorgen schrillte der Wecker den Zwie aus dem Bett, denn nun waren die Entscheidungen wieder gegeben. Aber er wurde den ganzen Tag einen schmerzhaften Druck in seinem linken Ohr nicht los, der sich abends verschlimmerte und nachts fast unerträglich wurde. Er tastete das Ohr ab und spürte eine Art Geschwür, das sich rund und hart aus dem Gehörgang presste. Oh Gott, es war als ob sein Schädel platzte! Er drückte den Kopf tief ins Kissen und jammerte und stöhnte. Mit einem Mal gab's ein Reissen im Ohr und dann einen Knall, als hätte man ihm ins Ohr geschossen. Er schrie auf und gleichzeitig war der Schmerz wie weggeblasen. Erschöpft sank er in tiefen Schlaf.

Weckergerassel riss ihn aus dem Bett. Benommen tappte er zum Waschtisch, das kalte Wasser liess vernebelte Erinnerungen an die schmerzvolle Nacht dämmern. Da hörte er deutlich eine Stimme: «Guten Morgen, ich gratuliere, heute ist unser Geburtstag!» Er kannte die Stimme, schon lange kannte er diese Stimme. Aber irgend etwas irritierte ihn. Sie redete anders, das war's. Zwie wendete sich zum Kalender. Tatsächlich, heute war sein Geburtstag.

«Wieso unser? Mein Geburtstag ist heute!» entgegnete er. «Meiner aber auch!» klang es vom linken Ohr her.

Nun fuhr seine linke Hand hoch und befühlte das linke Ohr. Da war doch was – was zum Teufel – mal sehn – und er wendete sich vor dem Spiegel. Ein Geschwür, ein Auswuchs, ein runder Klumpen aus Fleisch, Haut und Haar. Mein Gott, was kann das sein? Er drückte dran.

«Au!» schrie die Stimme, «geh gefälligst zarter mit mir um! Ich bin ein Teil von dir, ich bin dein zweites Ich. Du hast mich heute Nacht geboren!» «So ein Blödsinn! Unmöglich!» «Doch, doch, du siehst es ja!»

Wahrhaftig, das Ding war ein kleines Köpfchen, wie ein Golfball, doch ein richtiges Köpfchen mit allem Drum und Dran, dessen Hals im Gehörgang steckte. Und dieses Köpfchen sprach mit der Stimme, die Zwie so gut kannte: «Siehst du! Das ist kein Traum, das ist Realität.» «Ich werd verrückt!» «Das wirst du nicht, das werd ich verhindern, so wahr ich dein zweites Ich bin!» «Das ist alles verrückt und

unmöglich und abnormal!» «Und wenn schon – es gibt viel Abnormales auf der Welt!» «Mit so einem Ding im Ohr kann ich doch nicht leben!» «Du wirst wohl müssen.» «Ich kann so nicht unter die Leute!» «Zieh eine Kappe über und beeil dich, bist schon zu spät dran!»

Zwie tat wie ihm geheissen und spuckte sich zur Arbeit. Dort schützte er ein Ohrenleiden vor und behielt die Kappe übergezogen. Den ganzen Morgen über gab ihm die Stimme vom linken Ohr, oder vom linken Ohrkopf, wenn man so will, Anweisungen, die natürlich nichts taugten, ihn ständig bei der Arbeit störten und zu Entgegnungen zwangen. Seinen Mitarbeitern fiel seine Verstörtheit auf, sein Gemurmel und Gemurre. Sie fragten: «Geht's dir nicht gut? Bist du krank?» «Ja – nein – doch vielleicht», antwortete er mit zuckendem Gesicht, und darauf liess man ihn nach Hause gehen.

Daheim zog er sich die Kappe vom Kopf und trat vor den Spiegel. Mit Entsetzen sah er, dass das Köpfchen ihm Ohr zur Grösse eines Tennisballes gewachsen war. Hämisches Grinsen sah es ihn an und meinte: «Mach es dir nur nicht zu leicht mit mir!» «Ha, du wirst dich wundern, ich werde dich nämlich abschneiden!» «Du Idiot, dann verbluten wir beide!» «Ich gehe zum Arzt.» «Das ist natürlich ein interessanter Fall für einen Arzt, der wird schon was anstellen mit dir!» «Der wird mich operieren oder ins Spital schicken.» «Dort wird man staunen! Das ist nämlich kein Fall fürs Skalpell, das ist ein

gefundenes Fressen für die Wissenschaft.» «Ich pfeif auf die Wissenschaft! Die sollen mich operieren.» «Dazu hast du gar nichts mehr zu sagen, wenn du erst mal dort bist. Du wirst ein Fall von internationalem Interesse, man wird dich weltweit als Sensation herumzeigen und Experimente mit dir anstellen. Nicht auszudenken, wie die Medizin diesen Fall ausschachten wird!» «Egal, ich werd dich rausschneiden lassen und wenn's von einem Kurpfuscher ist!» «Glaubst du, dass der nicht auch für eine Sensation dankbar ist, der wird uns beide zum Schluss noch in Spiritus legen!» «Scheisse! Aber so kann ich doch nicht leben, mit so einem Ding im Ohr. Ich geh zum Arzt, es gibt doch ein Arztgeheimnis.» «Du gehst nicht!» «Ich geh!»

Er ging. Die Tür fiel krachend ins Schloss und er polterte die Treppe hinunter. Er erinnerte sich an ein Schild «Dr. med. A. Vonhofen. FMH Innere Medizin», und rannte die Tramstrasse hinauf, dann rechts und zum Zebrastreifen. Die bekannte Stimme keifte: «Ausstellungsobjekt! Geh doch gleich zum Zirkus! Mach keinen Blödsinn und kehr um!»

Zwie lief über den Fussgängerstreifen, die Stimme schrie jetzt: «Dann mach dich halt lächerlich! Die sperren dich in eine Anstalt!»

Da machte Zwie eine Kehrtwendung... Der Lastwagenfahrer bremste scharf, aber es war zu spät. Nein, den Lastwagenfahrer traf wirklich keine Schuld! Aber der Wissenschaft entging durch diesen Unfall, hervorgeru-

fen durch die Zwiespältigkeit des Opfers, der wohl phänomenalste Fall von Zwiespältigkeit.

Eindrücke

Himmelhoch jauchzend – zu Tode betrübt durchlebte er schon seine Kindheit. Es war beeindruckend, wie ihn alles so sehr beeindruckte. Die Schale seines Innenlebens war wirklich nur allerdünnstes Blech und wurde somit schon von den alltäglichsten Eindrücken in Mitleidenschaft gezogen. Also wurde diese Schale täglich mehr und mehr eingedrückt, das heisst, jeder Eindruck hinterliess einen Eindruck, ob positiv oder negativ. Die Nachricht vom Attentat auf den Papst hinterliess einen tiefen Eindruck; dass es seit drei Tagen regnete hinterliess einen schwachen Eindruck, dass er seine Brille verlegt hatte, dass die Erdbeermarmelade auf seinem Butterbrot ein so herrliches Aroma hatte, dass der Nachbar ein neues Auto hatte, dass an seinem gelben Hemd ein Knopf fehlte, dass Frau Huber eine neue Frisur zur Schau trug, dass eine Bombe in ein Kaffeehaus geschleudert wurde, dass er Magenkrämpfe hatte, dass der Himmel in einem wunderschönen Abendrot leuchtete, dass der Brotpreis aufgeschlagen hatte, dass ihn der melodiose Gesang der Amsel beim Aufstehen begleitete, dass sich zwei Fehler in die letzte Abrechnung geschlichen hatten, kurzum, alles beeindruckte ihn, drückte auf seine weiche Schale, deren Beulen und Einbuchtungen sein Innerstes beengten.

«So kann es nicht mehr weitergehen, nein, so nicht!» sagte er zu sich selbst, «ich darf mich nicht mehr so sehr beeindrucken lassen, ich gehe zugrunde daran. Was ich brauche, ist eine harte Schale, eine wirklich harte Schale.»

Er beschloss, sich eine solche anzueignen, ein wahrer Panzer sollte es werden, eine Mauer um sein Herz. Er opferte seine gesamte Freizeit für das Projekt und tat folgendes: Er setzte sich stundenlang vor eine Betonwand und starrte sie an, er fuhr in die Berge um die Felswände intensiv anzustarren, dasselbe tat er vor dicken Eisenträgern und Panzertüren. Dabei konzentrierte er sich aufs Äusserste, damit sich die Härte dieser Materialien auf seine Seelenschale übertragen sollte. Und siehe, nach drei Monaten war es soweit, und es kam der Tag, wo nichts und niemand mehr einen Eindruck bei ihm hinterliess.

Seither lebte er völlig unbeeindruckt, war weder traurig noch fröhlich. Er ass, weil er essen musste um zu leben, und die Erdbeermarmelade mundete ihm nicht anders als irgendeine, der Sonnenuntergang war immer ein Untergehen der Sonne, ob pompös oder nicht, ein Auto-unfall, ja selbst Mord und Totschlag gehörten zur Menschheit wie Hochzeit, Geburt oder Krankheit, und wenn die Nachbarin ein neues Kleid hatte, war dies halt nur ein neues Kleid, genauso wie das neue Haus von Herrn X auch nur ein neues Haus war, und wenn der Knopf am Hemd fehlte, nähte man ihn halt wieder an. Nichts rührte ihn

mehr, nichts beunruhigte ihn, nichts erfreute ihn, endlich hatte er seine völlige Seelenruhe. Er arbeitete, ass, schlief, las, hörte und sah. Er lebte und hatte Funktionen. Er funktionierte, so wie Automaten funktionieren, und als er starb, da hatte wohl jemand am Schalter gedreht...

25 JAHRE

**STUDIO
10**

DIE GALERIE FÜR AKTUELLE KUNST

PESTALOZZA-SAAL

DER RAUM
MIT DER SPEZIELLEN
ATMOSPHERE FÜR VORTRÄGE,
KONZERTE, KURSE,
TAGUNGEN, BANKETTE
(BIS 120 PERSONEN)

RABENGASSE 10, 7002 CHUR
TEL. (081) 257 02 28 / 257 02 21
FAX (081) 257 02 23

*Weniger
Grau –
mehr
Bünden!*
(Ladina, 18)

SAMD
SCHWEIZERISCHE
ALPINE
MITTELSCHULE
DAVOS

Das Gymnasium
und die Handelsmittelschule mit Internat für
Knaben und Mädchen
auf 1560 m in
Davos

Rektor Dr. E. Bolliger
Tel. 081 410 03 11
Fax 081 410 03 12
www1.gr-net.ch/samd
samd@bluewin.ch